

Sprachfeminismus in der Sackgasse

Die fortwährende Betonung des biologischen Geschlechts ist lästig und entbehrlich

Von Arthur Brühlmeier

Zahlreiche Journalisten, Autoren, Gesetzgeber und Werbetexter haben sich angewöhnt, menschliche Funktionsträger stets doppelt zu erwähnen. Und so liest und – soweit es auszusprechen ist – hört man denn allenthalben von „Athleten und Athletinnen“, „EidgenossInnen“ und „Bürger/innen“. In diesen Sprachgebräuchen spiegelt sich einerseits die vorausseilende Haltung der Schreiber gegenüber dem Gleichstellungsanliegen der Frauen wider; andererseits aber wird dadurch so schwerwiegend in die Sprache eingegriffen, daß die Lektüre nicht bloß ermüdend wirkt, sondern das laute Lesen teilweise sogar unmöglich wird und der Inhalt kaum mehr verständlich ist. Ein Auszug aus einem Protokoll des Basler Gesundheitsdepartements möge dies belegen:

„Bereits die mildeste und häufigste Form der Trennung einer ‚Rolle des Verantwortungstragens‘ (Arzt/Ärztin) von einer ‚Rolle des Sich-Anvertrauens und Sich-Unterordnens‘ (Patient/in) reduziert die Eigenverantwortlichkeit, mit der der/die Patient/in Entscheidungen in bezug auf seine/ihre Gesundheit trifft. Damit wird der/die ‚beratende Arzt/Ärztin‘ zum/zur ‚entscheidenden Arzt/Ärztin‘. In bestimmten Situationen haben Patient/in und Arzt/Ärztin natürlich keine andere Wahl (zum Beispiel bei einer Notfallbehandlung eines Bewusstlosen). Doch bereits die Entscheidung, ob ein vom Arzt/Ärztin empfohlener Wahleingriff durchgeführt werden soll, will der/die mündige Patient/in in Eigenverantwortlichkeit selbst treffen. Demgegenüber nimmt der/die unmündige Patient/in seine/ihre Eigenverantwortlichkeit nicht wahr, ohne dass er/sie durch zwingende Gründe daran gehindert würde.“

Es ist kaum anzunehmen, daß jemand mit besonderer Freude solcherart geschriebene Bücher lesen möchte. Angesichts dieses Ergebnisses verwundert es denn auch nicht, wenn zunehmend auch Frauen die neuen Sprachgebräuche als lästig, ja sogar als lächerlich empfinden. Sie vermögen keinen echten Gewinn darin zu sehen, beim Lesen immer wieder bestätigt zu bekommen, daß dem Schreiber die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen bewußt war. Meist macht sich die Verärgerung in sarkastischen Leserbriefen oder Glossen Luft. Dies ist aber der Tragweite des Problems nicht angemessen, weshalb hier eine sachliche, auf sprachwissenschaftlichen Überlegungen fußende Analyse vorgelegt werden soll.

Der grundlegende sprachwissenschaftliche Irrtum

Tatsächlich beruht die Forderung nach einer konsequenten Doppelnennung menschlicher Funktionsträger auf einem grundlegenden sprachwissenschaftlichen Irrtum. Die Fehlüberlegung besteht in der Gleichsetzung von biologischem Geschlecht und grammatischem Genus. Diese Gleichsetzung ist aber unstatthaft, denn es gibt ja drei Genera (Maskulinum, Femininum, Neutrum), aber bloß zwei Geschlechter. Auch wird allem Ungeschlechtlichen (der Ofen, die Wolke, das Faß) ein Genus beigeordnet, was wiederum zeigt, daß wir biologisches Geschlecht und grammatisches Genus keinesfalls gleichsetzen dürfen.

Das Genus wird aber nicht bloß geschlechtlich oder ungeschlechtlich, sondern auch übergeschlechtlich verwendet: Der Mensch, der Gast, der Flüchtling – die Person, die Persön-

lichkeit, die Waise – das Kind, das Individuum, das Geschwister – sie alle können männlich oder weiblich sein. So sind besonders sämtliche Funktionsträger, die nahezu von allen Verben abgeleitet werden können und auf „-er“ enden, trotz des maskulinen Genus nicht biologisch männlich, sondern übergeschlechtlich zu verstehen. Ein Mensch, der liest, ist ein Leser, einer, der singt, ein Sänger und einer, der arbeitet, ein Arbeiter. Die Forderung nach konsequenter Doppelnennung menschlicher Funktionsträger wird gegenstandslos, wenn man die zusätzliche übergeschlechtliche Funktion aller drei Genera erkennt. Wenn somit heute einzelne Frauen behaupten, sie möchten bei der Erwähnung menschlicher Funktionsträger (Sänger, Bewohner) nicht „bloß mitgemeint“ sein, so ist entgegenzuhalten, daß auch die Männer „bloß mitgemeint“ sind. Für die Nichtübereinstimmung von Genus und Geschlecht ist „das Geschwister“ ein besonders anschaulicher Fall: grammatisch ein Neutrum, vom Wortstamm her weiblich und in der Bedeutung übergeschlechtlich.

Auf dem sprachwissenschaftlichen Fehlschluß beruht ein weiterer Irrtum: nämlich die angebliche Benachteiligung der Frauen durch die Sprache. Vielmehr bevorzugt das Deutsche das weibliche Geschlecht: Das meiste wirklich Männliche unterscheidet sich ja nicht von der übergeschlechtlichen Form. „Der Fußgänger“ kann Mann oder Frau sein, und wenn auf sein männliches Geschlecht Gewicht gelegt wird, muß dies zusätzlich ausgedrückt werden. Aber das wirklich Weibliche kennzeichnet die Sprache eindeutig: einerseits mit dem geschlechtsspezifischen gemeinten Wechsel des Artikels („der“ zu „die“) und andererseits mit der kennzeichnenden Endung „-in“.

Der Verlust des allgemeinen Menschen

Die Folgen der neuen Sprachgebräuche sind schwerwiegend: Durch die gewohnheitsmäßige Doppelnennung menschlicher Funktionsträger (Bürgerinnen und Bürger, Schülerinnen und Schüler) geht nämlich die übergeschlechtliche Bedeutung des maskulinen Genus allmählich verloren, und dann wird alles Maskuline als wirklich männlich und alles Feminine als wirklich weiblich empfunden. Damit fällt zuerst einmal alles grammatisch Neutrale unter den Tisch, und das Kind, das Mädchen, das Weib und das Individuum, aber auch alle Diminutive (Verkleinerungswörter wie „das Knäblein“, „das tapfere Schneiderlein“ und so weiter) müssen sich als biologisch geschlechtslose Wesen empfinden.

Darüber hinaus – und dies wiegt schwerer – führt diese Umdeutung des übergeschlechtlichen in biologisch Geschlechtliches zum Verlust des wichtigsten Oberbegriffs der deutschen Sprache, nämlich des allgemeinen, nicht unter geschlechtlichem Blickwinkel betrachteten Menschen. Ehedem konnte man von Einwohnern, Wanderern, Musikliebhabern,

Studenten, Fußgängern, Autofahrern, Christen, Experten, Anfängern, Ausländern und so fort sprechen, ohne vorentschieden zu haben, ob es sich dabei um Männer oder Frauen handelt, weil dies im jeweiligen Zusammenhang vollkommen unbedeutend war. Heute jedoch tritt mit der üblich gewordenen Doppelnennung die Betonung des Verbindenden, des Übergeordneten, der Funktion zurück und macht der Betonung der Geschlechtlichkeit irgendeines Funktionsträgers Platz.

Damit wird der Sexismus nicht etwa aus der Sprache entfernt, sondern erst in diese eingeführt. Mit der Beseitigung jener sprachlichen Instrumente, die niemals sexistisch gemeint waren und stets der Darstellung des Allgemeinen, Übergeschlechtlichen dienen, nimmt man dem Menschen jene Oberbegriffe, die er benötigt, um sich genau über einen Sachverhalt zu äußern, in dem es nicht um das Nebeneinander oder die Summe von Männlichem und Weiblichem, sondern um das geschlechtlich nicht bedeutende allgemeine Menschliche geht. Wer nun über den Menschen in seinen Funktionen und Rollen – unabhängig vom Geschlecht – zu schreiben hat, steht dadurch vor unnötigen und teils unüberwindbaren Schwierigkeiten: Er muß sich zum Ärger sprachlich empfindsamer Leser dauernd unnötig wiederholen und kann gewisse logisch erkannte Zusammenhänge gar nicht mehr sprachlich angemessen ausdrücken.

Bild: Stockxpert

Ermüdende Wiederholungen

Die „Abschaffung des allgemeinen Menschen“ führt zu Folgen in der Sprachpraxis, welche die Urheber der hier kritisierten Sprachreform gewiß weder voraussahen noch beabsichtigten: Ausgesprochen lästig sind die ermüdenden Wiederholungen: In Lehrplänen kann man heute Dutzende, ja Hunderte von Malen lesen „Die Schülerinnen und Schüler sollen ...“ Eine gewisse Hilfe scheint dann das Wort „beziehungsweise“ zu sein, das aber – auch als Abkürzung – schwer lesbare Texte erzeugt. So lesen wir beispielsweise in einer Verordnung über das Fleischhygienerecht folgende Bestimmung:

„Der Kantonstierarzt beziehungsweise die Kantonstierärztin und der leitende Tierarzt beziehungsweise die leitende Tierärztin können auch die Funktion eines Fleischinspektors beziehungsweise einer Fleischinspektorin ausüben, der Kantonstierarzt beziehungsweise die Kantonstierärztin, der leitende Tierarzt beziehungsweise die leitende Tierärztin und der Fleischinspektor beziehungsweise die Fleischinspektorin die eines Fleischkontrolleurs beziehungsweise die einer Fleischkontrolleurin.“

Um diesen Ungeheuerlichkeiten aus dem Wege zu gehen, greifen einzelne Schreiber zur Klammer. So ist in einer kürzlich erschienenen Dissertation wörtlich zu lesen: „So wird ein(e) Lernende(r) zu einer(m) LernbegleiterIn und umgekehrt.“ Man lese die-

sen Satz, der eher einer mathematischen Formel als einem sprachlichen Gebilde gleicht, doch einmal laut! Er mißachtet eine elementare sprachliche Forderung: daß Geschriebenes auch gesprochen werden kann. Sobald Eigenschaftswörter und abhängige Fürwörter verwendet werden, wird die Sprache außerordentlich umständlich:

„Der interessierte Leser bzw. die interessierte Leserin kümmert sich immer auch um die Person des unbekanntem Autors bzw. der unbekanntem Autorin. – Wie künftig ein Deutschlehrer bzw. eine Deutschlehrerin mit den aufgeworfenen Problemen umgeht und ob dann auch sein/ihr Inspektor bzw. seine/ihre Inspektorin damit einverstanden ist, daß er seinen bzw. sie ihren Schülern und Schülerinnen so etwas beibringt, kann heute wohl noch keiner, der bzw. keine, welche die Abschaffung des nichtgeschlechtlich ins Auge gefaßten Menschen betreibt, voraussagen.“

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus der Möglichkeit, Hauptwörter zusammensetzen: Geläufig ist bereits die „Lehrerinnen- und Lehrerzeitung“. Logischerweise werden wir künftig wohl bei der Fahrprüfung den „Führerinnen- und Führerausweis“ erwerben und müssen dann aufpassen, niemanden auf einem „Fußgängerinnen- und Fußgängerstreifen“ anzufahren. Kaum mehr lösbare Probleme ergeben sich bei Koppelung zweier Funktionen: Der Satz „Ein guter Lehrerberater sollte zuvor auch ein bewährter Schülerbetreuer gewesen sein“ lautet neu „Ein künftiger Lehrer- bzw. Lehrerinnenbetreuer bzw. eine künftige Lehrer- bzw. Lehrerinnenbetreuerin sollte zuvor auch ein guter Schüler- bzw. Schülerinberater bzw. auch eine gute Schüler- bzw. Schülerinberaterin gewesen sein.“

Zu diesen ideologisch erzeugten Umständlichkeiten gesellt sich die Unmöglichkeit, gewisse Zusammenhänge logisch richtig auszudrücken. Der Verlust der Oberbegriffe verhindert grundsätzlich Aussagen, in denen Frauen und Männer als Einheit zusammengefaßt oder miteinander verglichen werden. Der Satz „Müllers sind Schweizer“ lautet nun: „Müllers sind Schweizer und Schweizerin“. Haben sie aber noch eine Tochter, heißt es dann „Müllers sind Schweizer und Schweizerinnen“.

Hinzu kommt die Ächtung von übergeschlechtlichen, grammatisch maskulinen Vokabeln wie etwa „man, jeder, jedermann, niemand, jemand“. Ein Satz wie „Verletze niemanden in seinen Gefühlen“ lautet sprachfeministisch „Verletze keinenmann und keinefrau in seinen bzw. ihren Gefühlen“. Steht irgendwo „Jedermann ist eingeladen“ folgt umgehend die Frage: „Und die Frauen?“ Einfachste Wahrheiten wie „Liebe deinen Nächsten“ werden zu sprachlichen Seifenblasen: „Liebe deinen Nächsten und deine Nächste“. Bedenklich ist aber auch die geistige Abkoppelung von allem, was vor 1990 geschrieben wurde. Hätte sich Goethe dem Sprachsexismus unterzogen, lautete der zweite Absatz des 7. Buches von „Dichtung und Wahrheit“:

„In ruhigen Zeiten will jeder/jede nach seiner/ihrer Weise leben, der Bürger/die Bürgerin sein/ihr Gewerbe, sein/ihr Geschäft treiben und sich nachher vergnügen; so mag auch der Schriftsteller/die Schriftstellerin gern etwas verfassen, seine/ihre Arbeiten bekanntmachen und, wo nicht Lohn, doch Lob dafür

hoffen, weil er/sie glaubt, etwas Gutes und Nützlichtes getan zu haben. In dieser Ruhe wird der Bürger/die Bürgerin durch den Satiriker/die Satirikerin, der Autor/die Autorin durch den Kritiker/die Kritikerin und so die friedliche Gesellschaft in eine unangenehme Bewegung gesetzt.“

Die bereits erwähnte und bedauerte Abschaffung des allgemeinen, nicht unter geschlechtlichem Blickwinkel betrachteten Menschen zeigt sich – zum Beispiel in pädagogischen Fachzeitschriften – auch noch in einer immer abstrakter werdenden Sprache, und zwar ganz einfach darum, weil natürlich auch die heutigen angepaßten Schreiber merken, daß die dauernden Wiederholungen mühsam zu lesen sind, und sie sich dann damit behelfen, menschliche Funktionsträger einfach nicht mehr zu erwähnen. So läßt sich etwa der einfache Satz „Die Lehrer sollten wieder vermehrt mit den Schülern üben“ umformen zur Aussage „Aufgabe der Schule ist es, durch gezielte Wiederholungen die Kulturtechniken wieder vermehrt zu festigen“. Ganz allgemein sind Lehrer heute „Lehrkräfte“, „Lehrpersonen“. Oder statt von Studenten und Sängern ist von „Studierenden“ und „Singenden“ die Rede, ohne alles Verständnis dafür, daß dies nicht dasselbe ist. Auf diese Weise bringen es heutzutage einschlägige Zeitschriften fertig, kaum mehr von den Menschen, die eigentlich im Zentrum stehen sollten, zu sprechen: von Schülern, Lehrern, Erziehern, Psychologen, Therapeuten, Beamten.

Mut zur Umkehr

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Auf der Gewinnseite liegt lediglich die Genugtuung jener Männer und Frauen, denen die Doppelnennung menschlicher Funktionsträger ein Anliegen ist und die es offensichtlich verstanden haben, sich durchzusetzen. Die damit verbundene Komplizierung der Sprache und der Verlust an Sprachästhetik und logischen Ausdrucksmöglichkeiten schafft nicht eine einzige zusätzliche Information, dafür aber einen nicht geringen Ärger bei vielen Schreibern und Lesern. Es ist gewiß richtig und angezeigt, zum Beispiel auf Einladungen oder in Anreden beide Geschlechter anzusprechen, da man dann ja offensichtlich konkrete Menschen als Männer und Frauen vor sich sieht. In diesen Fällen sollte man sich denn auch die Mühe nehmen, beide Formen ganz auszuschreiben.

Darüber hinaus sollten die Sprachfeministen jedoch den Mut aufbringen, in der Sackgasse, in die sie sich verannt haben, wieder umzukehren. Die Sprache ist ein geistiger Organismus, in den man nicht derart gewaltsam eingreifen darf, daß wichtigste Ausdrucksmöglichkeiten verlorengehen und Umständlichkeit die Klarheit verdrängt. Es ist daher zu wünschen, daß alle feinfühlig Menschen ihren Sinn für sprachliche Ästhetik und auch für das natürlich Gewachsene beim Schreiben bewahren, auch wenn die derzeit gängige Ideologie anderes verlangt. Sprache darf nicht zur unaussprechbaren Schreibe verkommen. Wer immer durch sein politisches Amt oder seine berufliche Tätigkeit Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Sprache haben oder nehmen kann, möge den Mut zur Umkehr aufbringen.

Der Pädagoge und Psychologe Dr. Arthur Brühlmeier ist Schweizer und Pestalozzi-Kenner.

www.bruehlmeier.info